

nannten Schularten einander angeglichen; doch sollen im übrigen die verschiedenen Schulsysteme, ja jede einzelne Anstalt bis in die Stundenplangestaltung hinein über eine ziemlich große Freiheit verfügen. Politische Propaganda ist untersagt.

In allen öffentlichen Volks- und Höheren Schulen werden 2 Wochenstunden für Religion (katholisch, evangelisch, israelitisch) oder wahlweise 2 Wochenstunden für (nichtkonfessionelle) Moral angesetzt. Die Eltern entscheiden, an welchen dieser Stunden ihre Kinder teilnehmen. Die Eltern haben das Recht, für ihre Kinder eine Schulart ihrer Weltanschauung zu verlangen. Eine vereinbarte Anzahl von Petitionen vorausgesetzt, ist es Sache des Staates, für die Errichtung entsprechender Schulen Sorge zu tragen, sei es, daß er sie selbst errichtet, sei es, daß er die Einrichtung freier Schulen unterstützt. Der staatliche Schulbau soll vorangetrieben werden. Außer der jährlich vorgesehenen Summe sollen zur Verfügung stehen: für die Errichtung von 20 staatlichen Höheren Schulen 600 Millionen Francs, für den Bau von 16 staatlichen Internaten 400 Millionen und weitere 100 Millionen für die Schaffung von Vorschulen und Volksschulen.

Für das freie (private) Schulwesen sieht das Abkommen folgende Regelung vor: der Staat trägt zur Errichtung von Schulgebäuden der freien Schule nichts bei. Wohl aber erhalten die freien Schulen für die Einrichtung die gleichen Zuschüsse wie die Provinzial- und Kommunal Schulen, nämlich in Höhe von 60%. Ebenso wird den an ihnen beschäftigten Erziehern (surveillants) ein ähnliches Gehalt wie den Erziehern an öffentlichen Schulen gezahlt. Endlich werden die freien Schulen den Provinzial- und Kommunal Schulen auch darin gleichgestellt, daß der Staat für die laufenden Betriebskosten (Heizung, Licht, Reinigung, Mobiliar, Bücherei, Labors usw.) pro Schüler einen feststehenden Zuschuß zahlt, der z. B. für die Volksschule zur Zeit 1000 und für die Höhere Schule 3250 Francs beträgt. Das Lehrpersonal aus dem Ordens- und Weltklerus wird besoldet. Die Bezüge entsprechen 60% des Einkommens einer Laien-Lehrkraft. Dies gilt für die Tätigkeit in Kindergärten und Volksschulen. Bei den andern Schularten sind sie gleich dem niedersten Gehaltssatz plus 15% bei 15 Dienstjahren. Die Pensionsberechtigung wird auf alle Mitglieder des Schulpersonals aller Schularten, also auch der freien Schulen, ausgedehnt, denen ein Gehalt bzw. eine Unterstützung bewilligt worden war. Alle leisten den gleichen Eid wie das Personal der staatlichen Schulen. Die Parteien erklären, daß sie sich an diese Abmachungen gebunden halten. Sollte sich die Lage im Lauf der nächsten 12 Jahre wesentlich ändern, dann würde die Kommission zu neuen Beratungen zusammentreten.

UMSCHAU

Das Testament Reinhold Schneiders

Seinen Namen nennen heißt schon sich an die Ströme des Lichtes und der Kraft erinnern, die von ihm in den dunkelsten Jahren der jüngsten Vergangenheit ausgingen. Vorher zwar schon von vielen gekannt und unter die ersten Schriftsteller Deutschlands eingereiht, wurde er nun allgemein bekannt, in der Heimat und an den großen Fronten des

Krieges. Es war vor allem die Jugend, der man die Ablehnung allen Heroenkultes nachsagte, die aus seinen Gedichten und Schriften Mut und Vertrauen schöpfte. Wenn man nach den Ursachen dieser Verehrung fragt, wird man sie wohl darin sehen dürfen: Er war ein Mann, der die Tiefen des Unheils, der Verwirrungen und Irrungen in seinen Gestalten (und in sich) durchlitten hatte, und der doch an das Licht glaubte und

der den strahlenden Glanz der Ideen und Ideale der Menschheit in sein Wort zu bannen wußte. Er verharmloste nicht, aber er ertrank auch nicht in der dunklen Flut der Zweifel und der Verzweiflung.

Um so schmerzlicher war es für seine Freunde, wenn sie ihn in den letzten Jahren als Verteidiger eines absoluten Pazifismus sahen, und bestürzt lesen sie von seiner Not, daß die Haltung der Kirche ihm unbegreiflich war. Sein plötzlicher Tod am Ostersonntag 1958 nach dem Zusammenbruch auf der Straße am Karsamstag war nicht der Augenblick, an diese Dinge zu denken. Aber wir würden ihm selbst und seiner Art der geistigen Unerbittlichkeit Unrecht tun, wenn wir nicht versuchten, diese tragische Verdunkelung seiner Aussagen zu erklären. Wenn das auch heißt seine Grenze sehen, so ist das doch kein geistiger Hochmut. Vielmehr beugen wir uns in der demütigen und demütigenden Erkenntnis, daß selbst ein so edler und reiner Mensch den Zoll alles Menschseins zahlte. Diese seine Begrenzung hängt wohl mit diesem seinem Wesen zusammen:

Reinhold Schneider war Geschichtsschreiber, Dichter und Deuter von hohem Rang. Nur wenigen war es wie ihm gegeben, mit einer geradezu tödlichen Sicherheit den Angelpunkt eines Menschen oder einer Zeit zu sehen, die sich in ihren führenden Gestalten verkörpert. Wir müssen aber dabei bemerken, daß er sie immer ein wenig aus ihrer Zeitlichkeit heraushob, sie irgendwie verklärte. Das deutlichste Beispiel ist wohl sein Buch über Las Casas; aber alle seine geschichtlichen Werke leiden daran, daß er sie ein wenig aus ihrer Zeit „befreite“. Indem er seine Gestalten nun zugleich in die Gegenwart rückte, gewannen sie an Zeitnähe, wurden sie unmittelbar Vorbild für die Forderungen, die uns gestellt sind, verkörperten sie die absolute Idee; aber, ohne es zu wollen, stellte er sie ein wenig in das Gehäuse der eigenen Zeitlichkeit. Der ihm befreundete Jochen Klepper, dessen Werk ungleich mehr an diesem

Mangel leidet, sah hier scharf. Da er von seiner Arbeit spricht und von seinen Stoffen, die gewisse notwendige Forderungen an die Kunst zu stellen scheinen, schreibt er: „... die Notwendigkeiten scheinen mir alle im Ethischen zu liegen, und über ihnen kommt das aller Kunst notwendige Moment des Spiels verdammt kurz. Bei Schneider ist der Bruch mit dem Spiel vollzogen; er schreibt nun in einem Bezirk, der nicht mehr Kunst ist.“ Und „Bei der Lektüre von Schneiders neuen kleinen Novellen wurde mir klar: er in diesen Novellen und ich in meiner Schrift vom christlichen Roman haben einen Schritt getan, der an die Grenze der christlichen Kunst führt, und die wir ungestraft nicht überschreiten dürfen. Wir haben von der Kunst etwas preisgegeben, was der Glaube gar nicht von uns fordert, vielmehr weist er uns darauf zurück; aber aus uns selbst können wir dieses blühende, freie, schöpferische Künstlerische gar nicht wiedererlangen. Beide nehmen wir eine eigentümliche Zwitterstellung ein; beide sind wir in der Gefahr des Verlöschens, nur daß hinter Schneider schon ein großes Werk steht. Seine äußeren Schicksale sind sehr viel leichter als meine; von den inneren meine ich, daß sie genauso schwer sind; die, die das eigenste Ich angehen. Jener Schleier, der über sein ganzes Wesen gebreitet ist, verrät mir viel.“¹ In der Tat hat R. Schneider die Mahnung Goethes vergessen, daß die Muse zu begleiten, doch zu leiten nicht versteht.

Je mehr nach dem großen Zusammenbruch neue dunkle Wolken heranzogen, je mehr die Menschheit neuen Zerstörungen zutrieb, desto mehr verfinsterte sich sein Blick. Er stellte der Not

¹ J. Klepper, Unter dem Schatten deiner Flügel. Stuttgart 1956, 11. 1. 1935 S. 230f. und 14. 5. 1942 S. 1062f. Das Kriegstagebuch (1. 1.—8. 10. 1941; Überwindung, Tagebücher und Aufzeichnungen aus dem Kriege, hrsg. von Hildegard Klepper [292 Seiten] Stuttgart 1958, Deutsche Verlags-Anstalt DM 13,60) bezeugt ebenfalls den Einfluß von R. Schneider, bietet aber außer den Kriegserlebnissen keine Einsichten, die über die früheren Tagebücher hinausgingen.

die Absolutheit der Ordnung entgegen und fand keinen anderen Ausweg, als die Gegenwart zu sehen als den „Eingang in Jesu Christi kosmische und geschichtliche Verlassenheit, vielleicht sogar (als) ein Abbild von ihr: der Ort vor dem Unüberwindlichen in der unüberwindlichen Nacht. Ist diese Erfahrung aus der Verzweiflung an Kosmos und Geschichte, die Verzweiflung vor dem Kreuz, das Christentum heute?“ (Winter in Wien 261). Von seiner langjährigen Krankheit mehr und mehr erschöpft, vermochte er keinen Weg mehr durch die Verwirrungen unserer Zeit zu sehen. Nur die Radikalität einer „geschichtlichen Existenz, die bisher noch nicht gelebt worden ist“ (Winter in Wien 250), schien ihm möglich. Der Ernst dieser Aussagen beweist den hohen Rang Schneiders. Daß wir seine Anschauungen nicht ganz teilen können, mindert nicht unsere Verehrung, drängt vielmehr dazu, Einsicht in die schmerzvollen geistigen Überlegungen zu nehmen, die er in seinen letzten Lebensjahren anstellte und die er in den letzten Büchern veröffentlichte. Sie sind sein Testament².

Die erste Schrift „Der Friede der Welt“ beschäftigt sich ausdrücklich mit der Frage, die seine letzten Lebensjahre verdüsterte. Es ist die Frage, „ob wir dem uns überantworteten Erbe im Fall seiner äußersten Gefährdung das Opfer der empirischen Welt zu bringen bereit

wären, oder ob unser Glaube an die Gemäßheit und geistige und sittliche Macht freiheitlicher Überlieferung so stark ist, daß wir sie aus deren Wesen heraus und aus unserer Existenz, aber nicht mit Vernichtungspotenzen von letzter Tragweite, zu verteidigen suchen“ (8). Das Buch sammelt eine überwältigende Vielfalt der Zeugnisse der Friedenssehnsucht und Friedenspläne seit dem dreißigjährigen Krieg. Spürbar ringt Schneider mit der Frage, die immer furchtbarer wird, je mehr sich einerseits die Menschheit als eine Einheit begreift, und sich andererseits doch die Machtblöcke finsterrer gegeneinander auftürmen. Es ist, als ob die Schrift an die Herzen derer poche, deren Verstand und Wille zu raschen Entscheidungen drängen, und sie beschwöre, doch noch einmal zu prüfen. Ihm selbst bleibt nur das Gebet, nicht wie Moses, der mit erhobenen und gestützten Armen um den Sieg flehte, sondern um den Frieden (144).

Auch in den beiden anderen Schriften bedrängt die Friedensfrage immer wieder den Verfasser. Sie gehören enger zusammen aus formalen Gründen: Beide sind keine Erzählungen und Abhandlungen – nur ein Teilstück des „Balkon“ berichtet von dem Zusammentreffen Bismarcks und Lassalles und erörtert einigermaßen grundsätzlich die Tragödie des Sozialismus –, sondern Aufzeichnungen, Einfälle, Überlegungen, wie sie fast zufällige Eindrücke anregen. Gewiß spielt wohl auch die körperliche Gebrechlichkeit des Verfassers eine Rolle, der der Anstrengung einer durchgehenden Untersuchung und Gedankenfolge immer weniger gewachsen war. Aber es ist zugleich die geistige Altersreife, die ihn die Begegnung mit Menschen und Dingen nicht mehr suchen, auswählen und einem einheitlichen Ziel unterordnen, sondern die sich willig berühren läßt und das Empfangene in den Reichtum seines Geistes und Herzens einbettet.

Im „Balkon“, den Schneider schrieb, als er im Winter 1957 bei einem Kur-aufenthalt in Baden-Baden Zeuge war, wie sein Vaterhaus, das Hotel Messmer,

² Der Tod Reinhold Schneiders hat alle, welcher Anschauungen sie auch waren, tief ergriffen. Es gibt kaum eine Zeitung oder Zeitschrift, die ihn nicht ehrenvoll würdigte und sein geistiges Bild, wie es aus seinen Werken zu erkennen ist, zeichnete. Siehe besonders *W. Grenzmann*, Reinhold Schneider, Wirkendes Wort 8 (1953) 281–291; *Theoderich Kampmann*, Dichtung als Zeugnis, Warendorf 1958, Schnell. S. 259–285, DM 10,80. Der Band ist eine Sammlung der literarischen Aufsätze des Verfassers. — 1. *Reinhold Schneider*, Der Friede der Welt (117 S.) Wiesbaden 1956, Insel. 2. — Der Balkon. Aufzeichnungen eines Müßiggängers in Baden-Baden mit 15 Abbildungen (184 S.) Wiesbaden 1957, Insel. DM 12,80. 3. — Winter in Wien. Aus meinen Notizbüchern 1957/58 (304 S.) Freiburg 1958, Herder. DM 16,50.

abgerissen wurde, geben die Geschichte der Stadt, des Hauses, seiner Jugend noch einen gewissen Leitfaden. Viele Jahre war Kaiser Wilhelm I. Gast seiner Eltern und pflegte vom Balkon aus das Volk zu begrüßen. Mit ihm kamen zahlreiche Berühmtheiten ins Haus. Der vergangene Glanz vertieft das Wissen um die Vergänglichkeit alles Irdischen und bietet immer wieder Anlaß, schmerzvoll fühlen zu lassen, wie die Menschen der Gegenwart, blind, selbst an der Zerstörung der Welt arbeiten. Das Getriebe geschäftstüchtiger Zeitgenossen vermehrt Schneiders innere Einsamkeit. Wie verblassen die Haupt- und Staatsaktionen, mischen sich mit der Erinnerung an Einzelschicksale kleiner Leute, tragischen Untergängen und Unzulänglichkeiten, bildet sich ein Labyrinth von Erlebnissen und Erkenntnissen aus der Zeit eines langen und aufmerksam gelebten Lebens, das tiefe unlösbare Fragen und Geheimnisse enthält! Das Räderwerk der Zeit verschlingt alles; die großen Pessimisten, wie Lorca, Unamuno und Schopenhauer scheinen ihm noch am ehesten Zeugnis von der Wahrheit abzulegen, bis zur Erkenntnis, daß Dasein allein schon Schuld ist (92).

Das Wiener Buch vertieft diesen Eindruck. Es ging ihm hier „nicht um einen Austausch mit dem unauslotbaren Phänomen Wien, sondern um ein Hören, Empfangen, um die lernende Existenz in dieser Stadt, die Stern und Verlockung für mich war in den frühesten Jahren und die zum erstenmal zu betreten ich erst diesen Sommer (1957) den Mut fand“ (8). Er erkannte, daß Wien seine eigentliche Heimat sei und daß alle seine Wege engere oder weitere Kreise um diese Stadt waren (232). Zwar ist er nur mehr fähig, die Reflexe der gegenwärtigen Welt auf Notizzetteln aufzufangen (231) und über die Zeit vor sich hinzureden (179); aber mit Hilfe des geschichtlichen Klimas verdeutlicht sich ihm die Welt in der gegenwärtigen Phase (223), und er verschafft sich ein wenig Klarheit über die Situation des Lebens im All (224). Indem er aus seiner Lektüre festhält, wie

in der Tier- und Pflanzenwelt der Tod des einen das Leben des andern ist, manchmal in erschreckend grausamen Formen, indem er feststellt, daß zwar die Gletscher beharrlich zurückweichen, aber das Eis in den Völkern, in uns vorrückt (67), sieht er die Gefahr, daß wir mehr und mehr von Abstraktionen beherrscht werden, den Hülsen und Häuten der Werte, die einst das Gleichgewicht bestimmt haben – Menschheit, Demokratie, Europa, Wissenschaft – (51). Er spürt, immer weniger in diese Welt hineinzugehören (202), und selbst die Kirche bereitet ihm mit ihrem Verh alten Kummer (24). Gleichzeitig beunruhigt ihn das Problem des Unglaubens, der für Glaubensdinge überhaupt kein Organ hat (98 ff.). Dazu wächst sein Seelenleid wegen des Vorhandenseins atomarer Waffen (70), der Sturz der Macht in den unpersonalen und unmenschlichen Abgrund (141). Es scheint allein übrig zu bleiben die Überzeugung, daß es keine Helden der Tat, sondern nur des Verzichtes und des Leidens gebe (268) und daß es darum gehe, dem Unglauben der Macht den Glauben an die Machtlosigkeit entgegenzusetzen (21). Das, so meint er, kann Österreich allein leisten, aus dessen Landschaft und Geschichte er immer wieder in diesem Sinn angesprochen wird. Es bleibt ihm nur der Glaube, und zwar ein übermenschlicher Glaube, der allein als Ziel der Geschichte die Entscheidung über das Weltall stabilisieren kann (235).

Die Tagebuchnotizen, die die Entdeckungen Reinhold Schneiders, so wie sie ihm kamen, festhalten, werden im Lauf der Monate immer mehr zu einem erschütternden Reden des Menschen Job mit Gott. Der erste Eindruck, den er in Wien hatte, war der des stummen Wirbels herbstlicher Blätter (7). In der Tat stürzen Gedanken, Erinnerungen, Menschen, Ereignisse wie die Herbstblätter nieder. Auch wenn sie in der Sonne einer froheren Stimmung aufleuchten, ist ihr Glanz doch vom Tod gezeichnet. Wie erst, wenn der Himmel bedeckt ist oder der Regen fällt! Je dichter aber der Schleier wird, desto

mehr hat man den Eindruck, wie der im Grund schüchterne und demütige Verfasser hinter ihm verschwindet und sich vor dem Auge der Menschen verbirgt. Sein letztes Buch trägt zwar nicht in sich die Zuversicht des auf Sanzian einsam sterbenden Franz Xaver, aber dennoch den „felsenfesten Glauben, daß durch die Untergänge der Weg des Heiles führt, an dessen Ziel der Sohn unter den Wunden der Glorie dem Vater die Welt zurückgibt“ (51). Das ist das Testament Reinhold Schneiders.

Hubert Becher SJ

Keltische Erneuerung

Neben den großen Völkergruppen der Germanen, der Slawen und der Romanen stellt die keltische heute nur noch den Überrest einer einst gewaltigen Völkerwooge dar, die bis vor die Tore Roms brandete und die ewige Stadt in Schutt und Asche legte¹. Auch die Briefe des

¹ Jacques Moreau, Die Welt der Kelten. Große Kulturen der Frühzeit. 269 Seiten, 104 Tafeln, Stuttgart 1953, Gustav Kilpper. Ln. DM 24,50. Die Kelten besiedelten einmal von ihren ursprünglichen Sitzen in Süd-deutschland und der Nordschweiz, West-deutschland und Ostfrankreich aus Teile von Spanien, Großbritannien und Irland, ganz Gallien, einen Teil der Poebene, das Donaubecken bis zum Schwarzen Meer und das nach ihnen benannte Galatien in Kleinasien. Heute wird Keltisch nur noch in Irland, Schottland, Wales und der Bretagne gesprochen. Der Grund für diesen Rückgang mag darin liegen, daß die Staatengebilde der Kelten nie den straffen Aufbau des Römischen Reiches etwa besaßen. Ein einziges Großreich haben die oben erwähnten Gebiete nie gebildet; sie besaßen nur die gleiche Sprache und ähnliche Kultur. So wurden sie leicht von andern Stämmen und Völkern verdrängt. Schriftliche Quellen außer Inschriften gibt es erst aus späten christlichen Zeiten. Für die Erforschung ihrer Geschichte ist man deswegen fast ausschließlich auf die Ergebnisse der Archäologie angewiesen. Aus ihnen läßt sich, wenn auch mit großen Lücken und Unsicherheiten, besonders für das Gebiet des Geistigen, ihre Herkunft, ihre Ausbreitung, Blüte und Verfall erschließen. Eine große Architektur und Skulptur haben sie nie selbständig hervorgebracht. Ihre Stärke liegt im Kunstgewerbe, wo sie allerdings, wie die Tafeln

Apostels Paulus „an die Galater“ in Kleinasien sind an ein keltisches Volk gerichtet. Das Königreich Noricum in Österreich war ebenso keltisch wie ganz Frankreich und die britischen Inseln. Mit dem Ausdruck „Welsche“ oder „Walen“, der heute auf die romanischen Völker bezogen wird, bezeichneten einst die Römer die keltischen Stämme.

Seit der Wiedererrichtung eines unabhängigen Irlands gibt es einen keltischen Staat, in dem eine der alten keltischen Sprachen wieder zur Staatssprache erhoben wurde. Daneben gibt es noch keltisches Sprachgebiet im schottischen Hochland, in Wales und in der französischen Bretagne. Während man aber vor zwei oder drei Menschenaltern glauben konnte, daß das Keltentum als sprachliche und nationale Sonderart völlig verschwinden werde, hat sich in unserem Jahrhundert eine keltische Erneuerung angebahnt, die bis zu einem gewissen Grad von Erfolg begleitet war. Sie ist neben Irland vor allem in Wales und Schottland zu bemerken und besitzt sowohl ihre rein kulturelle wie ihre politische Seite.

Die keltische Wiedererneuerung in Wales begann nach dem Jahre 1880. Bis zu dieser Zeit gab es etwa keinen einzigen höheren evangelischen Bischof in Wales, der aus dem Land selbst stammte und die einheimische Sprache verstand. Nachdem das Wirken des jungen, früh verstorbenen Thomas Davis ohne jede Wirkung geblieben war, erstand Wales in Thomas Edward Ellis der erste bedeutende Wortführer. Er war 1859 in Merionethshire geboren und trat 1886 als liberaler Parlamentskandidat seines Heimatbezirkes an die Öffentlichkeit. Er war es, der sich an den Schriften von Thomas David und des Italieners Giuseppe Mazzini berauschte. 1887 trat er an die Spitze der eben gegründeten Vereinigung „Cymru Fydd“ (= das zukünftige Wales). Seine

zeigen, sehr lebendige Werke geschaffen haben. Das vorliegende Werk stellt die Geschichte, die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse, Religion und Kunst allgemeinverständlich dar.